

Kommentar

Digitalissimo humanissimo!

»Die DH« zwischen Marke und Methodik

Nehmen wir an, dank fortgeschrittener digitaler Technologien wüchsen derzeit nicht nur der Linguistik oder der makrosoziologischen Kulturforschung, sondern auch den hermeneutisch arbeitenden Geisteswissenschaften ganz neue Werkzeuge zu: nicht nur Experimentierfelder, sondern sogar neue Methoden. Nehmen wir des Weiteren an, auch die Ergebnisse dieser Methoden wären interessant, bestätigten also nicht nur, was wir ohnehin gute Gründe hatten zu vermuten, sondern eröffneten *in terms* von Aha-Effekten ungeahnte Möglichkeiten. Was dann? Werden wir folglich alle *Digital Humanists*? Ehrenrunde, Applaus, letzter Vorhang: ›traditionelle‹ Geistes- und Kulturwissenschaften ab, und dann – Vorhang auf, Tusch, Manege frei –: Hochverehrtes Publikum, hier nun *Digital Humanities*, eine neue Ära beginnt, »die DH« ...!?

Wer sich für Methodendiskussionen in den Philologien, in den Begriffs-, Diskurs-, Text-, Bild-/Medienfächern oder den Künsten interessiert, dem (oder der) schwirrt angesichts der überstürzten Reaktionen auf den digitalen Wandel definitiv der Kopf. Nach einem *computational turn* der Textwissenschaften, der eher das Edieren betraf, einer zweiten, algorithmisch-analytischen Welle, in der das Auswerten von Datenmengen das Beforschen von ›born digital‹-Phänomenen zählte, rollen nun bereits ›third waves‹ die sich beispielsweise auf die reflexive Frage nach *computationality* als generelle Kondition für Wissen, Intellektualität und vielleicht sogar Menschsein stürzen.¹ Mit einer nächsten Avantgarde ist zu rechnen. Bald wird eine Maschinenphilologie ›Texte‹ beforschen, wie sie nur auf dem Wege einer autonomen Interaktion zwischen Computern entstehen.

Auch Wissenschafts-Zukünfte ähneln freilich selten den in vorausliegenden Zeiten erstellten Prognosen. Dies wissend scheint Besinnung geboten. Ob das Kürzel ›DH‹ denjenigen wirklich hilft, die den Wunsch haben, auf Digitalität als Verfasstheit nicht nur von Schreibmaschine und Telekommunikation, sondern auch der eigenen (möglichen) Forschungspraxis zuzugehen? Zwar spricht alles dafür, digitale Optionen neugierig zu erproben. Dennoch macht die Identitätspolitik rund um *Digital Humanities* auch zweifeln.

1 David M. Berry: »The Computational Turn: Thinking about the Digital Humanities«, in: *Culture Machine* 12 (2011), hier: S. 4 und 9 [vgl. <http://www.culturemachine.net/index.php/cm/article/view/440/470>, aufgerufen: 26.7.2017].

Allem voran irritiert die mit dem Firmenschild ›DH‹ verbundene Suggestion, es gehe um ›eine‹ Revolution, die es zu forcieren gilt (oder aber man verpasst sie und gehört nicht dazu). Dass es mit der digitalen Durchdringung gerade der komplexen Forschungsprozesse der Geisteswissenschaften um ›einen‹ nun fälligen und gar in klarer Fortschrittsrichtung bereits überschaubaren Transitionsprozess gehen würde – hin zu ›einer‹ Digitalität der ganzen geisteswissenschaftlichen (oder gar sozial- und geisteswissenschaftlichen) Fachgruppe: darauf deutet nicht nur empirisch rein gar nichts hin. Vielmehr sprechen auch die Vielgestaltigkeit der methodologischen Ausgangssituation dagegen, die *tacit knowledge*-Anteile geisteswissenschaftlichen Arbeitens, die feingliedrigen Anforderungen für eine auch im Ergebnis relevante ›Humanities‹-Forschung und mehr.

Vernünftigerweise werden somit fachlich verteilte Zugänge zu (und Diskussionen über) digitale Verfahren gebraucht, sonst wird die Lage babylonisch und es bleibt bei Smalltalk über Tools. Tatsächlich ist, wo ›DH‹ als Einheitsfront auftritt, auf charakteristische Weise zwar von ›Gegenständen‹ oder ›Werkzeugen‹ die Rede, auffällig wenig aber in substanzieller – das heißt: auch auf die Fachtradition bezogen – von ›Methoden‹. Die enormen Unterschiede der Fächer werden unterschätzt, und dies nicht nur bezüglich ihrer Gegenstandskonstitution, sondern eben ihrer Forschungsfragen und den zu deren Bearbeitung gehörenden Methodologien. Oder, schlimmer noch, diese Unterschiede werden vom Tisch gewischt mit dem Hinweis darauf, künftig prozessiere man ja auf der Datenebene sowieso alles gleich.

Nennen wir dergleichen ein ›kompaktistisches‹ Reden über DH. Es verstellt die Sicht auf die Schwierigkeiten des beschworenen Aufbruchs. Ebenso provoziert es Enttäuschungen angesichts an vielen Stellen erwartbar (zunächst) ausbleibender Ergebnisse. Vieles wird ja – und muss wohl – zunächst auch verstolpert werden, daher empfehlen sich überzogene Naherwartungen nicht. Allein, was wäre jenseits von einfachem Pro und Kontra das richtige Anspruchsniveau von DH-Diskussionen? Wissen die Vortänzer, wo es hinget? Und nun für die Philosophie gefragt: Wo landet man, macht man mit?

Gegen den Wettlauf zur möglichst ›innovativen‹ Methodik möchte ich fürs gründliche und daher auch langsamere Vorgehen plädieren. Gäbe es eine Art ›Slow DH‹, ähnlich wie Slow Food? Warum sollte man nicht mit einfachen, generischen digitalen Optionen in Ruhe und auch in die Breite hinein experimentieren? Man denke beispielsweise an die ›simple‹ Wortsuche, aber in größeren Korpora und systematischer eingesetzt (weil ein Einzelschritt ja nun kaum Zeit benötigt). Klug mit dem Spiel Suche/Treffer/nächste Suche umgehen: gilt dergleichen überhaupt als ›DH‹? Auch schlichte, länger schon marktgängige Registerfunktionen zu nutzen – unter DH-Vorzeichen wohl zu trivial. Dabei als rasch teilbare Basistechnik, die Nachvollziehbarkeit sichert in hermeneutisch arbeitenden Umfeld womöglich höchst attraktiv. Umgekehrt sind DH-Verfahren nicht nur aufwendig, sondern auch esoterisch

(und dies liegt nicht daran, dass die anderen nicht rasch genug nachkommen, sondern an der Spezifik der digitalen Arrangements selber). Manche der unter dem Dach der DH gewählten Pfade kreuzen einander methodologisch und technologisch kaum.

Anders gesagt: Weder deckt ›DH‹ das Spektrum methodenrelevanter digitaler Arbeitsbedingungen ab: Die ›simplen‹ Effekte des Einsatzes von Standardsoftware bleiben unterbelichtet. Noch ist DH jenseits des Markeneffekts ohne Weiteres mit sich selbst im Gespräch, ein Forum also, auf welchem die Ko-Evolution von Forschungsfragen und im Blick auf diese geteilten Methoden sinnvoll stattfinden kann: Über das Merkmal ›digital‹ hinaus herrscht hier schlicht zu wenig Verbindung.

Letztlich ist Zweiteilung von ›traditionell‹ und ›DH‹ also unergiebig, und man kann nur hoffen, dass es sich beim Distinktionsstreben ›der‹ DH-Community um eine Art epistemisches Pubertätsstadium handelt. Denn: Würde eine Diskussion über digitale Verfahrensweisen das Bild von den zwei Lagern hinter sich lassen (wie übrigens auch die nebelhafte Idee von *allein* qua Digitalität bereits gegebener Qualität und darob neuen ›Möglichkeiten‹ für die Fächer), so brächte dies die Auseinandersetzung über modifizierte Vorgehensweisen und Methoden der geisteswissenschaftlichen Forschung voran.

Die Philosophie hat hier noch alle Freiheit der Welt – das Nachdenken über digitale Epistemologien für die Geisteswissenschaften, über digitale Philologien, digitale Hermeneutik (Diskursanalyse, Rhetorik, Begriffsforschung etc.), digitale Heuristiken einschließlich. Auch die Stunde für eine Laborforschung klassischer Schreibtischarbeit und der so schön »gemischt« genannten Methoden hat gerade erst geschlagen ... Dass die Philosophie bei all dem zur Dekonstruktion flacher Digitalismen beitragen sollte – nein: möchte, will, wird! – versteht sich von selbst. Auf die Ergebnisse guter digitaler Verfahrenspfade freut sie sich auch.

